

Ein Deutscher

Als ich noch ein Knabe war, wollte ich gern ein rechter, echter Deutscher werden. Das fremdländische hasste ich, und auch als ich heranwuchs, schien mir das die wahre Treue zu sein. Ich lernte wohl begreifen, dass der Mensch ausgebreitete Kenntnisse erwerben, vielleicht auch fremde Länder kennenlernen müsse, doch nur, um daraufhin die Heimat um so mehr und ausschließlicher zu lieben. Vor allem aber verlangte mich nicht nach dem Süden und nach den Werken des Altertums; das Land und die Werke der Deutschen waren mir genug. Wohl spiegelte sich in diesen Werken oftmals eine fremde, seltsame Welt, die auch mich in die Ferne lockte, aber Verrat schien es mir, diesen Lockungen zu folgen, und je mehr Menschen in die viel gerühmte fremde zogen, um so entschiedener blieb ich daheim. Haben wir in der herben, reichen und weiten Fülle unserer Heimat und unseres Volkes nicht alles? Denkt der einfache Mann bei uns daran, sich fremdes Wesen anzueignen, bedarf das einfältige Gemüt erst des Gegensatzes, um Wert und Art der Heimat zu begreifen? Ich wollte etwas Ganzes sein, ein Nordischer und Deutscher. Nach einer solch herrlichen und beruhigenden Einheit zog es mich, in ihr hoffte ich froh und leicht und heiter das auswirken zu können, was mir gegeben war, und nichts sollte sein, dessen ich mich zu schämen brauchte.

Da wurde ich plötzlich, auf wenige Tage nur, nach Florenz, der berühmten Stadt des Südens, versetzt; Freunde führten mich durch die Straßen und in die Paläste, sie ließen mich über die Häuser hinweg schauen und führten mich auf die Höhen ringsum, da standen in der schönsten Frühlingssonne Olbäume und Zypressen. In einem Kreuzgang stand ein Arbeiter hoch auf einem Gerüst und sang halblaut und abgebrochen vor sich hin, es schien der herrlichste Wohlklang, den ich je aus einem Menschenmunde vernahm. Ich war in dieser Zeit wie andere Menschen, sprach, hatte offene Augen und Sinne, aß, trank, und schlief; niemand, ich

selbst nicht, konnte vermuten, dass etwas Besonderes mit mir wäre.

Ich sah die Werke aus Marmor und Erz, die Bilder und die Säulen, Ungeahnte Schönheit von Formen und Gebilden strömte auf mich nieder. In sanftem Schreiten sahen kostbare Gestalten auf mich herab, heitere Gewölbe umfingen mich. Wo war ich hingetaten? Es schien mir wie Zauberei. Es mag wohl sein, dass ein ferner Klang davon von früh auf meiner Seele ruhte, aber das, was da vor mir stand, war doch ganz unfassbar betäubend, ja in seiner Überfülle zum Entsetzen. Ich war entrückt wie Paulus, mit ihm konnte ich sprechen: Bin ich in dem Leibe gewesen oder außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es.

Ich war längst zurückgekehrt, da wachte ich auf wie nach einem Schlaf und griff nach meinem Herzen. Was war mit ihm? Ich kannte es nicht mehr. Es war, als hätte es einen Riss, als wäre es krank. Ich raffte mich auf und sah um mich. Und die Leute standen und nickten und sprachen: Ja, ja, so geht es jedem. Da wurde ich zornig: Ich will kein Gefangener sein, ich brauche Freiheit. Soll ich auf meine alten Tage noch zum Narren werden? Ein alter Mann, der sich in ein junges Mädchen verliebt, den lacht man aus. Gerade-so war es mir zumute. Dachte ich an jene Tage, so war mir tief im Herzen weh. Ich kann es nicht anders nennen, nur: das Fremde, Unbegreifliche, das Unerreichbare. Die Sonne. Der Himmel. Das Land. Warum müssen wir unser langes drückendes Leben zubringen unter diesem grauen Himmel in der dumpfen Luft, in den dunklen Wäldern? Es ist mir wie in einem Gefängnis, dem ich nicht entinnen kann. Ich habe eine Sehnsucht und sonst nichts. Der Riss ist da und der Riss bleibt. Aber ich bin ein nüchterner, tätiger Mann, der einen klaren Kopf und sichere Hände braucht, was soll mir all das unruhige Wesen?

Aber immerhin, das Leben ist vielfältig, und es kommen Zeiten, da vergesse ich es fast, und manchmal

schien es, als wäre alles wie ehemals. Aber dann bricht es ganz unversehens wieder auf, und es ist keine Hoffnung, dass es vergeht. Das Meine, das mir Angeborene, das mir Zugehörige scheint mir fremd geworden - ach, dass doch das Fremde mein geworden wäre. Die Heimat fliehe ich, und die Fremde nimmt mich nicht auf. Das, was ich besitze, gering achtend und verlangend nach dem, was ich nicht erreichen kann - soll ich den Rest meines Lebens so zubringen? Kann da ein gesammeltes Werk gedeihen, kann da eine rechte Arbeit geschehen? Was ist aus mir geworden? Was bin ich? Da ist mir, als ob eine ferne Stimme mir antwortete: Du bist, was du werden wolltest - ein Deutscher.

Rudolf Koch in:
Rudolf Koch, ein deutscher Meister
Bärenreiter-Verlag, Kassel 1938